

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

[urn:nbn:de:gbv:45:1-57920](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-57920)

# Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in  $\frac{1}{2}$  Bogen. Der Vorauszahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

V. Jahrgang.

Dienstag, den 25. Januar 1848.

N<sup>o</sup> 7.

## Die Beseleer-Stiftung.

Es gab eine Zeit in unserm geliebten deutschen Vaterlande, wo ziemlich Alles in lethargische Ruhe versenkt war, wo Wenige nur an Volksvertreter, Pressefreiheit, öffentliches Gerichtsverfahren u. d. gl. dachten, wo nur Studenten sich des politischen Lebens bemächtigt hatten und durch Verbindungen nach einem Ideal von Freiheit strebten, das sie doch nimmermehr erlangen konnten. Diese Zeiten mit ihren Exaltationen sind vorüber. Es sind dito andere gekommen. Wir haben zwar in Diesem und Jenem einen Schritt vorwärts gemacht, aber es geht doch verdammt langsam mit uns und wir können bei keiner Gelegenheit unsern angeborenen deutschen Charakter — viel Denken und wenig Handeln — verleugnen, und zeigt sich auch mal ein Funke wahren Lebenslichtes, — bald ist er von einer so großen Menge Irthümer umgeben, daß wir das wahre Licht von dem falschen nicht unterscheiden können. Reden, Adressen und Reden ist Alles was wir erzielen — wohin wir gelangen, und doch glauben die Vorkühler wunder was sie thun. Das non plus ultra aller Verfehrtheiten in neuester Zeit ist unstreitig der Beseleerfonds. — Ich habe vorhin gesagt, daß wir zu viel denken, und zu wenig thun, ich hätte sagen sollen träumen; denn was ist es anders, wenn wir denken, daß sich der Beherrscher eines Landes von einem Manne, dem — wenigstens dem Anscheine nach — die ganze deutsche Nation ihm auf den Hals hegt, das würde abzwängen lassen, was nicht das ganze Land von ihm zu erlangen im Stande sein wird. Eine hübsche Schilderung dieses Traumes der deutschen Nation lese ich eben in einem auswärtigen Blatte, und ich kann mir's nicht verlagern, den Lesern des Beobachters diese vortreffliche Schilderung mitzutheilen; sie wird vielleicht Manchem, der, durch schöne

Worte hingerissen, bis dato in dem dunklen Hintergrunde der Beseleer-Stiftung noch nichts unterscheiden konnte, einiges Licht gewähren und klarer darein schauen lassen. Doch lassen wir das genannte Blatt selbst reden:

„Eine Angelegenheit, mit der sich gegenwärtig so Viele beschäftigen, ist die Sammlung für den bekannten Advokaten Beseleer, welche denselben in Stand setzen soll, sein Amt nieder zu legen und so der Gewalt des Kabinettsregiments zu entgehen, die ihm den Urlaub zur Ständeversammlung verweigert hatte. — Die Sache greift vielleicht tiefer in unsere ganze Fortschrittsbestrebung ein, als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte und verdient daher zuverlässig eine gewissenhafte Erwägung, um so mehr, als der Stamm unserer Freiheitshoffnungen noch ein sehr schwacher, vom Lasterathem seiner Gegner gar leicht geknickter ist. — Es wirft sich wohl zuerst die Frage auf, wo für eigentlich Herrn Beseleer ein solcher ehrender Ausdruck des Gesamtvertrauens, also doch gewisser Maßen eine Nationalbelohnung, zuerkannt werden sollte? Denn es muß doch nothwendig irgend ein großes Resultat errungen worden sein, ehe die Gesamtheit ihren werththätigen Dank dafür darbringt. Und die Summe des wirklich Geschehenen ist so gering, daß sie eigentlich gar keine ist, denn mit den bloßen Phrasen, denen nicht Handlung, energische Handlung auf dem Fuße folgt, ist eben so wenig ein Schritt vorwärts gethan, als Bußgebete eine Pest aufhalten, oder die Zweckessen mit ihren Toasten Deutschland retten können. Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich nun einmal Thaten sehn. Es sollte nämlich irgend eine wichtige, thatsächliche, die gesammte Nation umfassende Veränderung eines bis jetzt mangelhaft fortbestandenen Zustandes herbeigeführt worden sein und zwar entweder direct oder indirect, für Deutschland insgesamt oder für Schleswig-Holstein insbesondere.

Wir finden aber, daß in Schleswig-Holstein selbst noch eben so, wie früher, die gewesenen, untauglich erwiesenen, staatlichen oder vielmehr königlichen Einrichtungen in ihrer weitesten Ausdehnung bestehen, ja selbst die Furcht, Befehle könne von der Regierung zurückgehalten werden, bestätigt das Vorhandensein der alten Ordnung der Dinge. In Deutschland ist außer den Adressen der allzeit fertigen Vorkämpfer und unfruchtbaren Verhandlungen kein Anstoß zu einer weiteren That geschieden. Worin also besteht das Verdienst, das durch eine so großmüthige Belohnung der Nation öffentlich anerkannt werden soll. Bei politischen Unternehmungen, wir mögen uns noch so sehr dagegen sträuben, entschied noch überall und namentlich bei der Nation der ausschließlichen Denker stets das Gottesurtheil und wer hier für sein Beginnen aufgeküpfte wurde, würde zu gleicher Zeit, auf gleicher Kulturstufe, hundert Meilen weiter für dasselbe Unternehmen eine Krone in die Tasche stecken. Warum also das Gottesurtheil nicht beschaulich abwarten, wie immer, und dann belohnen, oder wenn wir die Kraft in uns fühlen, den Ausgang desselben aus eigener Macht zu bestimmen, warum einen kämpfen, bevor er in die Schranken tritt, den Preis ertheilen? Ungerechtigkeit gegen seine Mitkämpfer ist jedenfalls ein solches Beginnen zu nennen und in der Perspective erblicken wir als Endresultat der Verfolgung dieser Maxime den Nepotismus der Nation. Der Nepotismus der Nation aber ist das gefährlichste Krebsgeschwür am Staatskörper, wie uns die ersten Perioden der Erhebung der französischen Nation im vorigen Jahrhundert beweisen. Warum also ein Krebsgeschwür schon in Bereitschaft setzen, lange bevor noch der Körper der Freiheit, das einzige Deutschland, sichtbar ist. Und wahrlich, daß dieser Embryo zur ausgebildeten Gestalt fortschreitet, muß eine weniger redselige, aber desto thatenlustigere Generation die Schaubühne betreten. Wenn jedes dem augenblicklichen Bedürfnisse angemessene Wort, und zu mehr als Worten ist Befehl nicht gekommen, mit einem Nationalbanko belohnt wird, so wird bei dem Windfahnencharakter der Masse bald Jeder, der auch nur augenblicklichen Launen fröhnt, belohnt werden. Speculative Köpfe benutzen die augenblickliche, durch Zufälligkeiten bestimmte, in wenig Stunden veränderte Stimmung der Masse, nur um zu gewinnen, d. h. sie machen in sogenanntem Patriotismus. In diesem Lotto müssen freilich die Köpfe als Einsatz gegeben werden und sind denen, die mit Nieten gezogen werden, verloren. Wer aber die Wahl zwischen Wahrscheinlichkeit des Kopfverlustens und Möglichkeit des Gewinnens hat,

wird, wie bei jedem Lotto, nach dieser Möglichkeit greifen, da er ja doch vielleicht gewinnen kann. — Und dies ist der Nepotismus der Nation, der an die Stelle angestrebter Ordnung Anarchie setzt, wie ein fester Fortschritt nach einem bestimmten Ziele bei dem stets wechselnden Zaunel unmöglich ist. Es ist die erste Pflicht bei politischen Unternehmungen, die einen großartigen Ausgang nehmen sollen, die Begeisterung der Nation immer kräftig zu erhalten, denn nur diplomatische Siege können diese entbehren. Und wer die letzten dreißig Jahre betrachtet, kann nicht in Zweifel sein, ob wir auf diplomatischen Socken oder auf den Siebenmeilenstiefeln der Begeisterung eher zum Ziele kommen. Muß aber eine nach politischer Selbstständigkeit ringende Nation nicht in ihrer, bis zur Stunde ohnehin nicht sehr glühenden Begeisterung bis auf den Gefrierpunkt abgekühlt werden, wenn ein Apostel der Freiheit zur Uebernahme dieses Amtes gekauft werden muß. Gekauft, so ungeschlacht das Wort klingen mag, gekauft wird der Apostel, der an dem großen Werke der Wiedergeburt Deutschlands mitarbeiten soll. Ist denn die Freiheit ein so geringes Gut, daß ihre Bekenner, ja ihre feinvollenden Träger erst durch die Aussicht auf ein sorgenfreies Leben bewogen werden können, ihre Banner zu entrollen? Wo soll die Begeisterung der Nichtbesitzenden — und die Zahl der Proletarier ist Legion — erschaffen werden, wenn der Führer sich erst durch Geld zu einer künstlichen Höhe hinaufschrauben muß. Wer nicht den Muth hat, Alles für seine Ueberzeugung einzusetzen, dem gilt seine Ueberzeugung im Drange der Gefahr Nichts, er ist der Mann nicht, dem sie über Allem steht. Wo sie aber nicht über Allem steht, wo sie gewogen wird nach Mehr und Minder, ist sie Waare und kann als solche von jedem Käufer erstanden werden. Wer aber nicht den Muth hat, für sein Volk seine ganze individuelle Existenz zu wagen, verdient nicht, eine politische Größe genannt zu werden. Wo ist der Römer Cincinnato, wo der Republikaner Carnot geblieben, oder soll das folgende Geschlecht verächtlicher werden, denn das vergangene? Welchen Lohn auf Abschlag bekamen die nordamerikanischen Freiheitshelden, welchen die Franzosen der Revolution, welchen endlich unsere Mitbrüder, die sich vor 34 Jahren erhoben? Und gewiß steht der letzte gemeine freiwillige Kämpfer davon höher, denn ein Mann, mit dessen Begeisterung Schacher getrieben werden muß. Sie setzten das Leben selbst, die ganze schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins aufs Spiel, und dieser soll nicht einmal seiner glühenden Ueberzeugung des Lebens Behaglichkeit opfern können? Daß

es sich aber eben um dieses Sorgenfrei handelt, beweist uns der Brief Beselers an Herrn Todsen, wo so recht deutsch gemüthlich versichert wird, er habe beschloffen gehabt, ernst zu erwägen, wie er aus der Regierun-  
 mausfalle heil und sicher entwichen könne. Die Erwägung dauerte aber so lange, bis eine erkleckliche Zahl Aktien für Sorgenfrei gezeichnet war, worauf endlich Niederlegung des hindernden Amtes erfolgte. Es ist eine politische Stellung ohne materielle Basis nicht möglich, heißt es in diesem Briefe. Wäre dieser Einfall nicht so verdammt geschickt, man wäre versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Wenn alle Notabilitäten der Geschichte solche Besorgnisse pro domo gehegt hätten, wäre die Menschheit um ihre edelsten Männer, die Geschichte um ihre herrlichsten Thaten. Aber das ist leider die Mode in Deutschland, nur den Gardinensammer als spanische Wand aufgestellt, so mögt ihr dahinter jegliche Vorkäuftelei ungestraft treiben. Denn den Unfinn, daß man, um ein guter Familienvater zu bleiben, ein schlechter Staatsbürger werden könne, mit Zug und Recht werden könne, hat das philosophische Deutschland, wie ja eben der vorliegende Fall beweist, noch immer nicht eingesehen. Es muß ein markloses Geschlecht, eine erbärmliche Sache oder ein mattes Feuer sein, das solcher Reize und Rechtfertigungsmittel bedarf. Wir schänden so die liebevolle Mutter: „Idee der Freiheit“, die uns nach langen schmerzhaften Wehen endlich einmal unsere nationale und menschliche Geltung gebären dürfte, wir schänden sie, daß sie entriestet über das fischblutige Geschlecht endlich statt des Götteriprossen einen Wechselbalg zur Welt bringt. Unsere Zeit verlangt in jeder Sphäre menschlichen Wirkens practische Ausübung, Handlung, That statt theoretischer Beschaulichkeit, weil sie trotz aller Vereine, oder vielmehr laut Zeugniß der Vereinswuth eine Zeit des Egoismus ist. Beweis dafür die so bald in Beachtungslosigkeit, stellenweise in Lächerlichkeit verfallenen Glaubenswirren. Es war den Herren Ronge, Czernski re. nicht möglich, eine dauernde Unterstützung in den Reihen deutscher Nation zu finden, weil der Schaale der Kern fehlte, den Worten folgte keine lebensfrische That. Ja, vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir die flüchtige Aufregung, die ihre Reden und Schriften hervorriefen, nur einzig auf den Reiz der Neuheit setzen. Wer die in der Eisenbahnzeitung von Bunder zusammengestellte Uebersicht des im Laufe eines Jahres geschehenen tatsächlichen Wirkens durchsieht, findet außer dem Hamburger Pokale nur Adressen und wieder Adressen. Und die Adressenschreiberei dieser Tage rührt weit weniger aus Ueberzeugungsdrang, denn aus Ostentationsucht. Man

will in seinem kleinen Leben doch auch an einem Großen mindestens mitgearbeitet haben und billiger, als um eine Namensunterschrift, kann man diesen Ruhm nicht einkaufen. — Befremdend ist es daher, daß der Mann, dessen Seele erfüllt ist von der Wahrheit seiner Ueberzeugung, dessen Lebenswerk das Geltendmachen eben dieser Ueberzeugung sein soll, als er die Sammlungsanstalten zur Kenntniß erhielt, nicht edel genug denken konnte, um von der Hand zu weisen, was er zur Stunde durchaus noch nicht verdient zu haben selbst bekennt, da ihm diese Sammlungen, bei der Zerissenheit deutscher Ansichten, notwendig Segner erwecken müssen, denen es daher dadurch ermöglicht wird, eben dadurch den reinen Quell seiner Ueberzeugung in bedenkliche Zweifel zu ziehen. Der Mann aber, der nur durch das Vertrauen des Volkes für das Volk wirken kann, muß auch den Schein vermeiden, der es zu erschüttern im Stande wäre. — Zuletzt aber, wer bürgt dafür, daß Herrn Beselers Ueberzeugung immer diejenige bleiben wird, welche er heute vertheidigt. Wir haben das plöbliche Umsetzen bei Männern von Geltung nicht Ein Mal, sondern öfter, als es der Menschennatur zur Ehre gereicht, erfahren müssen. Ich will hier nur an die Marschälle Napoleons und an die fünfte Macht, den Deutschen Görres, erinnern. Das Wort Verrath ist so alt, wie das Menschengeschlecht. In einem solchen Falle müßte die voreilige Nationalbelohnung sich doch komisch ausnehmen, was jetzt, wo es noch Zeit ist, sich vor langen Gesichtern zu wahren, in Betracht kommen dürfte. In der Ausführung auch dieser Möglichkeit liegt keine Beleidigung für Herrn Beseler, eben weil es eine Möglichkeit ist und Herrn Beselers bisheriges Wirken die Schranken der Muthmaßung noch nicht so scharf abgesteckt hat, da seine Amteniederlegung gegen das projectirte Sammlungscapital einfach ein bloßer Tauschhandel ist. — Es ist manche Ueberzeugung einem Titel, manches Glaubensbekenntniß einem Orden, manches gepriesene Mißthun einer Pension gefallen. Was geschehen ist, kann wieder geschehen, denn es gilt kein Neues unter der Sonne. — Und wenn Alles bis hieher seine Erledigung findet, wo bleibt die Königsgewalt, die durch ein Machtgebot Herrn Beseler in mindestens geistige Fesseln schlägt, indem sie ihm unbedingt alles politische Wirken unmöglich macht? Pergamente und Protocolle sind machtlose Mittel und zuletzt muß sich das Volk, so wie seine Führer des Spruches erinnern: „Im Anfang war die That!“

Was werden die Beseler-Fonds-Stifter hierzu sagen? — Ego.

**T h e a t e r.**

In der vorigen Nummer hatten wir uns schon in einigen Worten über das am 16. Januar aufgeführte Schauspiel: „Dorf und Stadt“ ausgesprochen und gesagt, daß uns ein Bericht aus fremder Feder über das Stück zugekommen sei; wir lassen denselben hier folgen:

„Wir theilen nicht das durch einen bekannten Kritiker hier verbreitete, ästhetisch freilich leicht zu belegenden Vorurtheil gegen alle Stücke der Birch-Pfeiffer und glauben nicht den totalen Ruin des guten Geschmacks darin zu erblicken, wenn Stücke wie „Nacht und Morgen“, oder „Mutter und Sohn“ dem Publikum einen Abend gefallen, und waren nun sehr gespannt auf die Behandlung eines Stoffes, welcher durch seine überaus zarte esoterische Natur, durch die lokale Färbung für die theatralische Behandlung außerordentliche Schwierigkeiten darbietet. Aber wir haben heute wieder gesehen, daß Mad. Birch-Pfeiffer keine Schwierigkeiten mehr kennt. — Es giebt einen gewissen Muth des Schaffens, der, durch eine langjährige Routine erworben, durch bedeutende Erfolge genährt, durch vielfache Zurechtweisungen verhärtet, ungeschont sich an der Tafel der Musen hinlagert und aus den Prosaamen, die von ihren Tischen fallen, einen, freilich oft seltsamen Teig zurechtknetet. Da ist weder die kindliche Naivetät einer reinen Seele, wie Auerbachs Lorle, noch die inneren Zerwürfnisse einer kraftvollen Mannsnatur wie im Reinhard unerreichbar; man braucht nur die Naivetät in eine larmoyante Sentimentalität und naive Karrikatur, die Leidenschaftlichkeit eines Künstlers in Champagnerdusel aufzulösen. —

Wir wollen nicht leugnen, daß Auerbach selbst etwas Schuld an dem Verbrechen hat, welches er der Birch-Pfeiffer zur Last legt. Indem er so in sich gezogene Wesen, wie eine Lorle, durch die Darstellung dem zergliedernden Auge des Lesers preisgiebt und ihre Naivetäten gewissermaßen präsentiert, so tritt er von selbst zur Absichtlichkeit über. Aber der wahre Künstler kennt hierin seine Grenzen; der Stümper wird statt Einfalt, Einförmigkeit, statt einer natürlichen Entwicklung einen Theatereffect geben. Das, was die Novelle in ihrer epischen Breite erklärlich macht und erträgt, wird auf dem Theater völlig läppisch; dahin gehört denn die Scene mit dem Fürsten, die durch ihre pikanten Anspielungen allerdings den Beifall des Publikums hervorrief, aber die denn doch zu sehr an die Wuth gewisser Poeten erinnerte, schaaale liberale Redensarten um jeden Preis in ihre Gedichte einzuschmuggeln. Als ganz eigenthümliches Verdienst der

Birch-Pfeiffer ist die Erfindung zu rühmen, daß die Lorle die Romane der Gräfin Hahn-Hahn gelesen hat, denn unmöglich könnte sie sonst so viel von „dem Nechten“ schwagen, bei dessen Anblick es ihr „stehend heiß über den Rücken laufen soll.“ Das geschieht denn auch mehrmals während des Stückes beim Anblick des Herrn Reinhard, mit welchem sie sich im zweiten Acte sehr umständlich „in den Strahlen der sinkenden Sonne“, die Herr Reinhard in seinem Gelübde „an den blauen Himmel“ genau bemerkt, verlobt.

Wirklich wehe hat es uns gethan, daß eine so liebenswürdige harmonische Natur wie der Collaborator von der Birch-Pfeiffer zu einem niederträchtigen Schleiher gemacht wird\*), der unter dem Titel eines Hausfreundes das Eheweib zu so tugendhaften Enttäuschungen bringt, daß sie einen längst vergangenen Ehemandspruch: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“ auf ihn anwenden muß. Wo ist hier das bekannte Schickslichkeitsgefühl der Mad. Birch-Pfeiffer, welches sie im zweiten Acte aus Reinhard's Munde sprechen läßt? — Ganz wie Claren sich bei solchen Gelegenheiten zu decken weiß: „In dem Hause wird Plag für uns und so Gott will noch für mehrere sein.“ Dies Schickslichkeitsgefühl, welches auf etwaige Kinder nur anspielt, konnte unmöglich den Collaborator mitten in der Nacht in das Zimmer der schon im Negligée sich befindenden Frau Professorin eintreten lassen. Dies Schickslichkeitsgefühl konnte im vierten Act den Leuten auf der Straße unmöglich das Schauspiel einer ehelichen Versöhnung geben. Da sieht man aber, wie ansteckend die Naivetät ist. Die Birch-Pfeiffer vergiftet Ort und Zeit, um nur sagen zu lassen, was denn doch in fünf Acten gesagt werden muß. Freilich ob in dem fünften Acte Alles gesagt werden muß, was gesagt ist, das ist um so mehr die Frage, als er Mad. Birch-Pfeiffer fast ganz allein gehört. Im Romane stürzt bekanntlich der Maler Reinhard ganz betrunken in die Stube hin, wo ihn Lorle in später Nacht erwartet. Nach einer langen Reihe vielfacher Consiete zwischen seinem ehelichen Glück und den Anforderungen seines Berufs bleibt ihm dort kein anderer Ausweg, als die Betäubung, weil es aus diesen kleinlichen Verhältnissen keine Rettung giebt. — Aber wie die ganze Birch-Pfeiffer'sche Behandlung nur die Schaumblasen des Auerbach'schen Rheinweins sind, so trinkt sich in ihrem Stücke Reinhard nur einen ganz sanften Heinrich, um das eheliche

\*) Diese Figur, die hier nur eine föhrende Episode ist, hätte Frau Birch-Pfeiffer gar nicht mit verarbeiten sollen.  
D. Weob.

Glück nicht gänzlich zu stören. \*) — Vorle sagt ihm zwar, er habe getrunken, er gesteht ihr auch, freilich für sich, daß die Sorte Champagner, also jedenfalls etwas Nobiles gewesen sei, aber schwört ihr denn doch, daß er den alten Reinhard, — von dem wir noch eben nichts Uebles erfahren haben, außer daß er wie mancher Mann vor einigen Jahren eine Geliebte gehabt und wie mancher Mann mit dem Eigensinn seiner Frau zu kämpfen habe, — ausziehen wolle, um einen ganz funkelnagelneuen Reinhard in Christo und Vorle anzuziehen. — Er stürzt ab; wir wissen nicht, ob von den Folgen des Champagners überrascht, oder um sich seinen Trank auszuziehen, und kommen bloß darüber plötzlich ins Klare, daß Vorle den alten Reinhard verlassen will. Zu diesem Behufe singt sie, damit er sie wo möglich noch höre, das alte Lied, womit sie ihn einst im zweiten Acte geködert hat. Dies verleiht denn auch nicht seine Wirkung, obgleich sie in dieser Situation eben so gern seiltanzen als singen mußte; der Reinhard erscheint, liest den Brief, worin sie zärtlich von ihm Abschied nimmt, erneuert seine ehelichen Gelübde, wird nicht erhört; erneuert wieder, wird wieder nicht erhört, bis er endlich nach abermaliger Erneuerung, um das Stück zu schließen, erhört wird. — Beide Gatten ziehen zum Wadleswirth; Reinhard verliert jede Aussicht, sich als Künstler zu vervollkommen, wird totaler Philister, was um so mehr zu bedauern ist, da er nach drei Jahren noch keine anderen Schritte für die Vererbung seines Namens gethan zu haben scheint. \*\*) —

\*) Für diese Milderung, scheint es uns, gebühre der Verfasserin eher Lob als Tadel. Die Situation völliger Trunkenheit (so wie überhaupt alles Unschöne) darf auf der Bühne nicht in ihrer ganzen Widerlichkeit erscheinen, sondern in den mehrsten Fällen nur angedeutet werden, wie das hier von der Verfasserin sowohl wie von dem Darsteller des Reinhard (Herr Häser) mit sehr richtigem Tact geschehen ist. —

D. Veob.

\*\*) So sehr wir auch mit der obigen Beurtheilung im Allgemeinen übereinstimmen, so scheint uns hier doch wieder ein Vorwurf am unrechten Ort zu sein. Man sollte doch denken, daß Reinhard von nun an erst recht sich und seiner Kunst leben könne und werde; denn er streift ja die Fesseln ab, die ihn bisher am freien Schaffen hindern mußten — er begreift ja nicht, sondern verläßt vielmehr ein Philisterleben, das der Kunst niemals förderlich sein kann. Der Herr Professor Reinhard zeigte sich uns in der That als ein eingeseifelter Philister, als ein Sklave der Etiquette, der deshalb mit seiner Frau nicht öffentlich erscheinen mag, weil er fürchtet, durch ihre Naivetät — die gleichwohl den Beifall des Fürsten und der Gräfin in so hohem Grade hat — sich vor der Welt compromittirt zu sehen. Hätte er sich nur mehr mit dem Vorle

fragen wir am Schlusse, welches ist der Gang, die Entwicklung dieses Stückes, ist „Dorf und Stadt“ in einen wirksamen Gegensatz getreten? Wir hören allerlei von der unglücklichen Lage, in welcher sich Vorle befindet; die Vorwürfe gegen ihren Mann von Vöble und dem Collaborator werden bis zu langer Weile wiederholt; — aber sehen wir in den geheimen Schreien ihres Sammers, der nothwendigen Ursache dieser Verwicklung? — Im Gegentheil, die völlige Anerkennung, welche dieses Dorfmadchen bei der Gräfin, bei dem Fürsten findet, beruhigt uns total über das ungeheure Mißverhältniß, welches zwischen der Bildung beider Eheleute stattfindet. Ist also die Frage, welche Auerbach lösen wollte, auch nur versucht gelöst zu werden? — Nein, es ist als ob ein Wilder auf der Geige gespielt hätte, aus deren einer Saite Paganini die wunderbarsten Weisen lockte.

Je öfter das Stück in Deutschland aufgeführt wird, je mehr wird man einsehen, daß die moralische Kränkung, welche dem Autor durch die Verstümmelung seiner schönen Novelle zugesetzt wurde, durchaus nicht so groß ist, als die wirkliche Verletzung alles dessen, was in der Kunst schön, wirksam und gediegen genannt werden muß und daß Auerbach seine persönliche Enttäuschung durchaus in dem Lächeln der Ironie untergehen lassen muß, welches unwillkürlich solche Nationen in uns hervorruft. —

Was die Darstellung betrifft, so war sie durchweg lobenswerth. — Das Mad. Julius in dem letzten Acte nicht den Eindruck machen konnte, den ihr vorzügliches Spiel hätte machen müssen, lag an der larmoyanten Eintönigkeit, mit welcher diese ganz corrupten und unnatürlichen Scenen geschrieben waren. — Mad. Bluhm, welche ihre Rolle mit einer ergreifenden Wahrheit spielte, schien diese Wirkung an sich selber erfahren zu haben, wovon uns der Schrei hinter der Scene einen erschütternden Beweis gab. — Wie wir hörten, sei die brave Künstlerin von einem Anfall von Ohnmacht verhindert worden, und in dem letzten Acte durch ihre tüchtige Darstellung für die Mattheit der Dichtung zu entschädigen. — Wenn wir uns auf etwas ganz Unwesentliches, d. h. was nicht zum Wesen gehörte, einlassen wollen, so möchten wir wünschen, daß der neulich gemachte Vorwurf wegen gewisser Extravaganzen

beschäftigt, so würde für die Sicherung seines Namens schon was geschehen sein, hat es ihn doch schon früher einmal zu einem Altarbild begeistert. Grade ein Character wie Vorle's ist geschikt, die Phantasie eines Künstlers anzufeuern und zu nähren und wir haben für die Zukunft von dem Exprofessor Reinhard noch Großes zu erwarten.

D. Veob.

im weiblichen Costüm künftig noch mehr beachtet würde. —

In Betreff der Darstellung dieses immerhin interessanten Stückes — wir halten es, trotz seiner großen Mängel, für die gelungenste Arbeit der Verfasserin — müssen wir noch hinzufügen, daß die Eigenthümlichkeit, mit welcher Herr Berninger den gutmüthigen Lindenwirth darzustellen wußte, die rühmlichste Anerkennung verdient, die ihm denn auch ward durch lebhaften, stürmischen Hervorruf. — Herrn Häfers Darstellung des Reinhard zeugte von fleißigem Studium, das hier durch den besten Erfolg gekrönt wurde. Freilich in dem Professor Reinhard erkannten wir den Master Reinhard, den phantastischen Nonvivant aus der ersten Abtheilung des Stückes nicht wieder — keine Ader hatte er mehr von diesem. Mit dem Professor hatte er auch den Philister angezogen, aber das war vorgezeichnet und fällt auf die Verfasserin. Am Schlusse erlebt dieser Character eine zweite Metamorphose, die jedoch das Beste von ihm hoffen läßt. Reinhard zieht mit Vorle aufs Land zu ihrem Vater, und Vorle, die ihn einst zu einem Altarbilde begeistern konnte, wird seinem freien Schaffen kein Hemmschuh sein. Mad. Julius hatte die gewiß sehr dankbare Rolle des Vorle, die sie, was in ihren Kräften lag, gut durchführte. Am Schluß der ersten Abtheilung, wie auch am Ende des Stückes, wurden Alle gerufen. In der zweiten Abtheilung mußte wegen plötzlichen Unwohlwerdens der Mad. Bluhm, die trotzdem in der Rolle der Ida vortrefflich war, eine Scene wegsfallen. Vielleicht ist diese Scene von Wichtigkeit und rechtfertigt Manches, was uns nicht recht einleuchten wollte.

Dienstag, den 18. Jan.: Zum Erstenmale: „Großjährig.“ Lustspiel in 2 Acten von Bauernfeld. — Mit diesem Stücke hat Bauernfeld der Kritik einen argen Streich gespielt — ganz verblüfft über die treffende Satyre, über die Fülle des Witzes, den sie ihm so oft abgesprochen, und den sie ihm nun kaum vergeben konnte, legte sie ihm mit diesem Lustspiele allerlei Absichtlichkeiten unter. Einige meinten, er habe damit eine Satyre auf Metternich beabsichtigt und diese Meinung fand die größte Verbreitung. Die Liberalen sagten, er habe hier den Conservatismus nach Gebühr gezüchtigt und die Conservativen wieder, der Liberalismus sei hier, wie er es verdiene, mit der Narrenkappe dargestellt, während doch die wahre Absicht deutlich genug hervortritt, nemlich die verderblichen Extravaganzen beider, des starren Conservatismus sowohl wie des schaaalen, prahlenden Liberalismus unserer Zeit nach Gebühr zu geißeln, was ihm denn auch vortrefflich gelungen ist.

In dem Character des Schmerle, den Herr Jenke meisterhaft mit dem ergößlichsten Humor durchführte, findet der falsche Liberalismus, dem man heut zu Tage allenthalben begegnet, sein getrautes Conterfey, so wie Herr Blase — für den wir nur einen andern Darsteller als Herrn Schläggel, etwa Herrn Berninger gewünscht hätten — ein treues Spiegelbild des starren, jedem Fortschritt abholden Conservatismus ist. —

Von den übrigen Personen des Stückes ist der junge Baron Hermann noch von Bedeutung; obgleich längst reif zum selbstständigen Handeln, so seufzt er doch noch unter der aristokratischen Herrschaft des Herrn Blase, der sein Vormund und Güter-Administrator ist, bis dieser ihn — ohne zu ahnen, welche Thatkraft in dem Jüngling steckt — für großjährig erklären läßt. — In diesem so hart bevormundeten, aber thatendürftigen und thatensfähigen jungen Baron Hermann ist man sehr versucht, das personifizierte deutsche Volk zu erblicken — bis auf die Erklärung der Großjährigkeit ist die Aehnlichkeit frappant. — Ob wohl die Vormundslosigkeit des deutschen Volkes noch fern ist? — Herr Wenzel, der das deutsche Volk, das heißt den Baron Hermann, repräsentirte, hätte immerhin ein wenig mehr Energie entwickeln mögen — es war eine gar ehrenwerthe Aufgabe, deren Lösung er leider nicht vollkommen gewachsen zu sein schien. — Das Stück gefiel außerordentlich und wir sehen einer baldigen Wiederholung desselben entgegen, wobei es sehr interessant sein müßte, wenn eine kleine Veränderung der Rollenbesetzung stattfände, wenn z. B. für Herrn Schläggel Herr Berninger und für Herrn Wenzel Herr Häfer I. einträte; doch wissen wir wohl, daß das leider sehr schwer hält — man bringt der Kunst nicht leicht solche Opfer. — Hierauf der bekannte Körner'sche Schwanke: „Der Better aus Bremen, oder: die drei Schulmeister.“ Ganz genügend dargestellt durch Herrn Schläggel (Veit), Mad. Julius (Gretchen) und Herrn Wenzel (Franz). —

Donnerstag, den 20. Jan.: Zum Erstenmale (und hoffentlich auch zum Letztenmale): „Das Fräulein von Scudery.“ Drama in 5 Acten von F. T. — So? — von F. T.? — Ei ist denn dieser F. T. rein von Gott verlassen, daß er bei aller hier geoffenbarten Unfähigkeit für dramatische Bearbeitungen nicht einmal die Quelle angiebt, aus der er sich vollgetrunken? daß er auf dem Titel mit keiner Silbe erwähnt, woher er den Stoff zu seinem jämmerlich mißlungenen dramatischen Versuch genommen und wessen Schöpfung er auf so unverantwortliche Weise verhungt hat? — „Das Fräulein von Scudery“ ist eine Erzählung von Hoffmann und in der ursprünglichen Fassung höchst interessant und spannend, und wer einen solchen Stoff nicht besser zu benutzen weiß, wie es in dem gegenwärtigen Drama geschehn, der ist ein arger Stümper. Mit der Birch-Pfeiffer, die bei aller Sichtigkeit ihrer Bearbeitungen doch noch Theatercoups hervorzurufen und für den Augenblick zu unterhalten weiß, möchte es noch hingehen, aber mit ihren Nachahmern, deren Zahl sich von Tag zu Tage mehrt und wovon der Eine noch erbärmlicher ist als der Andere, läßt es sich nicht aushalten. Wie ist es nur möglich, ein so erbärmliches Nachwerk wie dies Drama, dessen gänzliche Werthlosigkeit schon beim ersten flüchtigen Durchlesen in die Augen springen muß, zur Aufführung zu bringen? — welche Qual für die Schauspieler, solches Zeug auswendig zu lernen! Bei der Darstellung wollen wir uns nicht weiter aufhalten, doch können wir nicht unerwähnt lassen, daß es Herrn Schneider als Goldschmied Cordillac

gelang, einige Aufmerksamkeit zu erregen, nicht aber etwa durch die langen Pausen, deren er einige in seinem Spiele anbrachte. Wenn das sogenannte Kunstpausen sein sollten, so waren sie ein wenig gar zu künstlich. Auch die übrigen Mitwirkenden — obgleich hin und wieder einige, hier übrigens sehr verzeihliche, Gedächtnisfehler vorkamen — gaben sich alle Mühe, dem todgeborenen Kinde Leben einzuhauhen, aber da das keinem Sterblichen gelingen wird, so gelang es auch ihnen nicht — ein zweiter Versuch wird hoffentlich nicht damit angestellt werden. —

Der Beobachter.

**Der Beachtung empfohlen!**

Wenn Uebelstände abzuschaffen sind, so lassen wir's gewöhnlich an uns kommen; natürlich, man muß doch erst überlegen, ob's auch Uebelstände sind, und das bedarf — Zeit. Vor einiger Zeit z. B. war es ein großer Uebelstand, daß an den öffentlichen Brunnen sich Eisberge thürmten, und man dort seiner gesunden Glieder nicht mehr sicher war; viel besser ist's jetzt noch nicht geworden. Aber schlimmer sieht es noch auf den diversen Stufen aus, die zu dem Flußwasser führen; ohne Lebensgefahr da hinunter zu kommen, ist eine pure Unmöglichkeit, und ich war vor einigen Tagen bei der Sähtmühle Zeuge eines Falles, bei dem es um ein Haar geschehen war, daß ein Mädchen, welches die, die mit Eis belegten Stufen hinunter gehen wollte, unter das Eis und vielleicht nicht wieder zum Vorschein gekommen wäre, hätte es nicht glücklicher Weise im Fallen noch das Geländer erwischt. — Wo ist unsere Polizei gelieben? —

Oldenburg.

— t —

**Ein Rospbratenschmauß,**

der in einer der letzten Nummern d. Bl. angedeutet war, hat nun wirklich am vergangenen Sonnabend den 22. in einem unserer Clublokale im Overlen stattgefunden. Die Theilnahme war äußerst zahlreich, und es mögen sich nun, da die Schen vor Pferdefleisch bei Vielen überwunden sein wird, die alten Kracken reisesfertig machen. Wie der Schmauß bekommen ist, erfahren wir wohl noch, denn uns selbst hielt noch eine Aversion ab, demselben beizuwohnen.

**Gefährlich ist's den Leu zu wecken!**

Wehe! — wehe! — und noch einige Duzend mal wehe! — denn auch über mich, den Redacteur des Beobachters, ist das Verhängniß gekommen! — auch mich hat endlich das Geschick ereilt, das unvermeidliche, dem kein sterblicher Zeitschrifts-Redacteur zehn Meilen in die Munde entsagen kann! — auch ich bin der Vernichtung desjenigen verfallen, von dem ich keine Gnade zu hoffen wage! — Wehe! — wehe! — auch mir zürnt — nicht etwa nur der Wolkenverjammler Zeus, oder der Erberschütterer Poseidon — sondern — er selber, der Herr Obergerichts-Anwalt Wilhelm Friedrich

Köhler! — Es ist ausgesprochen, das große Wort, aber nicht gelassen, nein — furchtbar mit bebender Zunge und tiefbewegtem Gemüth. Wie könnte das auch anders? — Jeder, der nur eine Ahnung von dem Schrecklichen meiner Lage hat, wird meine Angst natürlich finden. Man denke sich — der Herr Obergerichts-Anwalt Köhler hat in den Oldenb. Anzeigen Nr. 10 mich sammt meinem Verleger für wortlos erklärt, denn ich muß diese Erklärung als geschehen ansehen, da ich die, dieselbe aufhebende Bedingung, nemlich den mir von Herrn Köhler eingesandten Artikel gegen densel. Herrn Oberamtmann Strackerjan in der nächsten Nummer des Beobachters unverändert abdrucken zu lassen, nicht erfüllen werde — ich erkläre sogar noch auf das Bestimmteste, daß jener Artikel, so wie er jetzt ist, weder in der nächsten noch auch in irgend einer andern Nummer des Beobachters erscheinen wird. — Aber dann laßt ja — nach Herrn Köhlers Erklärung — das entehrende „Wortlos“ auf mir — auf welche Weise wird es mir denn nun gelingen, diesen Vorwurf von mir abzuwälzen? — o Fortules! steh' mir bei! denn herunter muß er, da hilft nichts! und wäre es eine Arbeit, so schwer wie die Erzeugung des neunköpfigen Ungeheuers, der lemnaischen Hyder, vollbracht muß sie werden — (aber — sie ist nicht so gefährlich). — Diese Anschwärtzung des Herrn Köhler — ich muß sie abwischen von mir — ja und hätten mich zehntausend Köhler schwarz gemacht — ich muß wieder weiß werden wie vorher! — nur Geduld! so ganz schwer wird's mir denn auch nicht werden. — Aber erst möcht' ich doch wohl wissen, wie Herr Köhler dazu gekommen ist, auch meinen Verleger mit dem erschrecklichen Anathema zu belegen, da dieser doch aus begreiflichen Gründen über den Inhalt des Beobachters keine Stimme hat? und auch gerade bei der in Rede stehenden Sache sich von einer höchst ehrenwerthen Seite zeigte, indem er, meinen raschen Entschluß lobend, sich zu der Hälfte der Kosten erbot, die mir durch die Cassirung des Köhler'schen Artikels entstehen würden (dieser Artikel hatte ohnehin schon wegen der Petischrist, zu der ich mich des engen Raumes halber genöthigt sah, die Kosten des Blattes um ein Bedeutendes erhöht). — Der Verleger des Beobachters befindet sich hier ganz und gar außer der Affaire und so weit vom Schuß, daß es dem Herrn Köhler pur unmöglich sein wird, ihn mit seinem Vorwurf zu erreichen. Aber mit mir ist es ein Anderes — ich habe mich erkühnt, eigenmächtig einen zum Abdruck angenommenen Artikel des Herrn Köhler wieder zu cassiren, ohne vorher seine hohe Genehmigung deshalb einzuholen — ich hatte die Ausnahme versprochen und der Artikel ist nicht erschienen — wie läßt sich das rechtfertigen? Hm! ganz leicht und am Ende könnte ich mich — wenn mir nicht alle Pfanennatur zuwider wäre — wohl gar noch damit brüsten. — Einfach verhält sich die Sache so: Unter dem — ach ich weiß nicht mehr unter welchem Datum — ich bin in diesem Punkte nicht so gewissenhaft oder pedantisch wie Herr Köhler, doch unter irgend einem Datum war es, als der Herr D.-G.-Anwalt Köhler mir einen Artikel gegen den Herrn Ober-



amtmann Strackerjan für den Beobachter zusandte, dessen Abdruck ich unter einer gewissen Bedingung versprach. Herr K. ging diese Bedingung ein und der Artikel wanderte in die Druckerei, wurde dem Versprechen gemäß abgesetzt (Herr K. wird das wissen, denn er hat ja eigenhändig die Correctur davon besorgt) und Donnerstag gleich nach Tische war der Beobachter wie sonst immer fix und fertig — und somit Alles in der besten Ordnung. Da aber erfahre ich, daß der Herr Oberamtmann Strackerjan gefährlich, ja tödtlich krank darniederliege — hätte ich das früher gewußt — beim Himmel! ich hätte die Aufnahme des fraglichen Artikels zur Stelle verweigert — und bald darauf bekomme ich die Nachricht von seinem Tode. Ich schickte sofort in die Druckerei, ließ die vorige Nummer des Beobachters so einrichten, wie sie erschienen ist, und pries meinen Glückstern, daß noch keine Nummer des Beobachters ausgegeben und die Aenderung noch möglich gewesen war. Darauf erhalte ich ein Billet von Herrn Köhler — ah, denk ich, das ist doch nobel von ihm — er wird unter den jetzigen Umständen die Zurücknahme seines Artikels wünschen, aber wie erstaunte ich, als ich das Gegentheil fand — das Billet enthielt eine Nachfüge seines Artikels, die, wenn derselbe auch erschienen wäre, doch jetzt keinen Raum mehr hätte finden können. Ich schrieb sogleich an Herrn Köhler folgende flüchtige Zeilen:

„Sie haben zwar, nachdem Sie den Tod des Oberamtmann Strackerjan erfahren, eine Nachfüge zu Ihrem Artikel gegen denselben uns zugesandt. Wir hätten aber unter den obwaltenden Umständen eher einer gänzlichen Zurücknahme des Artikels entgegen gesehen; — was uns betrifft, so hat die Pietät gegen einen eben Verstorbenen uns die Kosten eines ganzen Blattes nicht scheuen lassen — wir haben Ihren Artikel cassirt.“

Das ist die Geschichte von der Wortlosigkeit, deren mich Herr Köhler zeibt. —

Jetzt noch ein Wörtchen zu Ihnen direct, mein theurer Herr Obergerichts-Anwalt Köhler. Sie meinen am Schlusse Ihrer „Erklärung“ u. in den „Oldenb. Anzeigen“ Nr. 10, daß wohl ein höherer Einfluß mich zu solchem — wie sie es nennen — unverantwortlichem Benehmen veranlaßt haben könnte. Ja wohl, ja wohl war es eine höhere Macht, die mich zu solchem — wie ich behaupte — leicht zu verantwortendem Benehmen veranlaßte, und zwar eine gar sehr hohe Macht, nemlich diejenige, welche dort hoch über den Sternen thront; sonst — parole d'honneur! — keine irdische. — Was übrigens die in Ihrer classischen Sprache gegebene Drohung betrifft, indem Sie an dem angeführten Orte sagen, Sie „vorbehalten“ sich weitere Maßregeln u., so wegsetze ich mich darüber — so — abwartete ich ruhig, was da kommen werde, vorbereite mich aber gleichwohl auf das Allerschrecklichste — wenn Sie meinen, ich anfangs schon zu zittern wenn Sie drohen, so fehlschießen Sie gewaltig. — Fortfahren Sie mir immer damit, das ansicht mich nicht im mindesten —

übrigens entgegensetze ich einer Vertheidigung von Ihrer Seite und anbiete Ihnen dazu die Spalten meiner Zeitschrift, jedoch voraussetze ich dabei, daß Ihre Vertheidigung nicht in unbegründeten Vorwürfen bestehe. — Nachdenken Sie einmal über diesen Vorschlag — vielleicht abkühlt sich auch Ihr Zorn noch ganz und gar, wo nicht, so angreifen Sie die Sache nach Belieben.  
Der Beobachter.

## Wanderungen durch die Zeit.

Bei uns Oldenburgern ist schon so oft die Rede davon gewesen, daß man nie etwas über den Staatshaushalt erfahre und daß schon deshalb Landstände eingeführt werden müßten. In dem erleuchteten Kurhessen, welches schon lange Landstände und eine überaus liberale Verfassung hat, scheint man von jenem Gedanken über den Staatshaushalt zurückgekommen zu sein; man will nämlich die Verfassung jetzt reduciren und mit Aufhebung des Reichswesens über die Verwendung der Staatseinnahmen u. s. w. beginnen. Das ist einer von den deutschen Ausschweifungen.

— Die guten Deutschen haben wunder geglaubt, was sie thun — was für ein hohes Nationalgefühl sie an den Tag legen, wenn sie dem sog. Vorfechter der Schleswig-Holsteiner, Weseler, so „elende 50000 Thaler“ zusammensteuern, damit er unabhängig sei und desto tapferer für das Deutschtum der Schleswig-Holsteiner fechten könne. Während ihnen nun selbst die Schlafmüde über die Ohren gezogen wird, machen ihre Gedanken sich in ohnmächtigen Worten Luft — wollen sie Andern helfen und können sich selbst nicht helfen. — In Kiel ist ein harmloses Sängersfest verboten — auch in Gütin — und die Frankfurter werden in Kurzem dasselbe Glück haben. Wer kann da noch fernem an dem Nationalgefühl und dem Ausschweifung der Deutschen zweifeln? —

— Als neulich das Kurhessische Militär dem neuen Kurfürsten den Eid der Treue leisten sollten, geschah es nicht eher, als bis der Kurfürst, auf die Anfrage des Offiziercorps, ob dieß unbeschadet ihres bereits auf die Verfassung geleisteten Eides geschehen könne, — mit Ja! geantwortet hatte. — Die damaligen Wortführer des Offiziercorps sind jetzt zum Theil ihres Dienstes entbunden. Wer kann aber auch solche unruhige Köpfe brauchen! —

— Die neue bairische Pressefreiheit hat das neue Jahr mit der Beschlagnahme der Beyerzeitung vom 29. Dec. angefangen. — Gewiß ein recht würdiger Anfang für ein Land, dessen Oberhaupt ein so eifriger Vorfechter Schleswig-Holsteins ist.

## Großherzogliches Hof-Theater.

Dienstag, den 25. Januar (8. Vorst. der VI. Serie): Der Kaufmann von Venedig. Schauspiel in 5 Acten nach Shakespeare, von A. W. Schlegel.

# Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in  $\frac{1}{2}$  Bogen. Der Vorausbezahlpungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

V. Jahrgang.

Freitag, den 28. Januar 1848.

N<sup>o</sup> 8.

## Der Advocat Köhler an die Redaction des „Beobachters“.

Für die überzhaften humoristischen kleinen Bemerkungen, namentlich für die glückliche Persiflage meiner Für- und Zeit-Wörter-Verbindungs-Manier am Schlusse des Artikels in Ihrem 7. Stücke, welcher mir die Ehre erzeigt, sich ausschließlich mit mir zu beschäftigen, danke ich recht sehr. Er hat mir, so wie meiner ganzen Tischgesellschaft, welche sich das Vergnügen nicht nehmen ließ, denselben theilweise vorlesen zu lassen, eine heitere Viertelstunde verschafft. — Sie irren indessen, wenn Sie glauben, daß ich den Streit über die Frage, ob Sie zum Abdruck des Aufsatzes: „In Sachen meiner wider den Herausgeber der Mittheilungen und der Oldenburg. Blätter“ schuldig seien oder nicht, in den Spalten Ihres Blattes fortzuführen geneigt sei, obgleich Sie mir solche dazu bereitwillig eröffnen. Diese Sache wollen wir anderswo entscheiden lassen, wobei natürlich von persönlichen Beziehungen nicht weiter die Rede sein kann, da es mir nur um die Sache, um mein gutes Recht zu thun ist.

Allein Ihr Blatt dürfte vielleicht nicht dadurch verlieren, wenn es andern Veröffentlichungen meiner Ansichten über Fragen unserer Verwaltung und Rechtspflege Aufnahme gewährt, vor deren Abdruck die Redactionen unserer übrigen, wie Sie und wir Alle wissen, trotz ihres theilweisen liberalen Geschrei's recht zahmen Zeitschriften etwas zurückzuschrecken scheinen. Dadurch werde ich auch im Stande sein, wieder einen nicht uninteressanten Beitrag über unsre vollkommenen (?) Presszustände zu liefern. — Trägt man hier auch öffentlich auf der einen Seite den Schein der größten Duldsamkeit im Gestatten der Besprechung innerer Landesangelegenheiten zur Schau, so ist man doch auf der andern Seite nicht ohne Erfolg bemüht, etwas zu weit gehende

und höheren Orts mißliebige Ansichten, gerechte Vorwürfe gegen unser ganzes Verwaltungssystem, kurz Alles, was irgend Anstoß in gewissen Kreisen erregen könnte, entweder möglichst unschädlich zu machen oder in eine Form zu bringen, welche der Sache die schneidende Schärfe und Spitze sowohl, als die überzeugende Einwirkung auf das Volk zu benehmen geeignet ist. Des Zeugniß geben die im Allgemeinen ziemlich unschuldigen Bemerkungen eines großen Theils unserer öffentlichen Organe. Wenn man auch eine directe Einwirkung auf die Presse klug genug vermeidet, so mag es doch hier und da an Winken eben so wenig fehlen, als an gefügigen, geschmeidigen Schriftstellern, welche auch ohne Wink den in höheren Regionen beliebten Ansichten, seien sie auch noch so irrig, zu schmeicheln oder, man verzeihe mir diesen Ausdruck, mit denselben zu liebäugeln verstehen. Es bleibt hier, wie überall und zu allen Zeiten eine nicht oft genug zu wiederholende Wahrheit, welche ich in dem Vorwort meiner kleinen Flugchrift vom Jahre 1843, enthaltend: „Was das Mindener Sonntagsblatt unterm 21. und 28. Mai 1843 über Oldenburg berichtet thut!“ in dieser Weise aussprach: — „habe ich mich gleichwohl eines gewissen Gefühls der Unbeglücklichkeit nicht erwehren können, wenn ich so häufig, „um mit Schiller zu reden, „das Erhabene in den Staub ziehen“ und die gestinnungslose, „characterschwache Erbärmlichkeit oft über den gediegenen, kernigen, ehrenhaften, weil rechtlich- und sittlich-kraftigen, wissenschaftlichen Sinn und Werth den Sieg davon tragen sah.“ — — —

Hoffen wir, daß bald auch für uns die Morgenröthe einer bessern Zeit anbrechen werde, deren erste Strahlen, wenn nicht Alles trägt, bereits am äußern Horizonte leuchtend zu erglänzen beginnen! Hoffen wir, daß dann jenes vor beinaß fünf Jahren gesprochene Wort